

INTEGRATION

Abschied zum Ich

Sie fliehen vor Unterdrückung, körperlicher Gewalt und Todesdrohungen im Namen der Ehre. Hunderte junger Migrantinnen verstecken sich in Deutschland vor ihrer Familie, um ein selbstbestimmtes Leben führen zu können. *Von Antje Windmann*

Bahar war an einem frühen Wintermorgen geflüchtet, anderthalb Jahre nach dem Mord an ihrer Mutter. Sie hatte ihre kleinen Geschwister für die Schule fertig gemacht, sie zum Abschied auf die Stirn geküsst. Ihr Onkel und ihre Brüder schliefen noch. Auf Socken schlich Bahar aus der Wohnung, durch das Treppenhaus. Dann rannte sie um ihr Leben.

Heute trägt Bahar, 26 Jahre alt, am liebsten hohe Absätze. Sie hat ein gutbesuchtes Café in einer Kleinstadt als Treffpunkt bestimmt. Sie ist dezent geschminkt, hat ihre schwarzen Haare zu einem Knoten geschlungen. Sie lächelt unsicher, stellt sich mit jenem Namen vor, der in ihrem neuen Pass steht und zu ihrem Schutz nicht genannt werden darf.

Bahars Familie war 1996 aus dem Irak nach Deutschland gekommen. Die ersten beiden Jahre lebte sie in Halle an der Saale, in einer Hochhauswohnung mit schäbiger Küche. Der Vater sei sich für die meisten Jobs zu schade gewesen, schlug seine Frau und „drückte Zigaretten auf ihrer Haut aus“, erinnert sich Bahar. Oft verschwand der Vater, monatelang. Bahar vermutet, dass er in kriminelle Geschäfte verwickelt war. „Ohne ihn war immer alles friedlich, einmal haben wir im Park gepicknickt“, sagt Bahar. Von diesem Tag gibt es Fotos, die sie bei ihrer Flucht mitgenommen hat. Jedoch könne sie es oft nicht ertragen, sie anzuschauen.

In den schönen Zeiten, allein mit den sechs Kindern, reifte bei Bahars Mutter der Entschluss, sich von ihrem Despoten zu trennen. Um sich über das deutsche Scheidungsrecht zu informieren, war sie mit Bahar im Rathaus gewesen. Als der Vater davon erfuhr, schloss er sich in einer Sommernacht 2003 mit der Mutter und einem Messer im Schlafzimmer ein. Bahar zeigt ihre Hände. Zwei Narben zeugen vom Versuch, ihre Mutter zu retten.



Geflohene Mariam: „Bei uns kriegst du einen Ring angesteckt, und deine Zukunft ist bestimmt“

Die Mutter tot, der Vater verurteilt zu lebenslanger Freiheitsstrafe: Ein Onkel übernahm das Regime über Bahar und ihre fünf Geschwister. Dem Jugendamt präsentierte er sich fürsorglich. Bevor er zuschlug, drehte er die Musik laut. Die Blutergüsse überschminkte Bahar. „Ich durfte keine Bücher lesen, mich nicht mal mehr auf dem Balkon zeigen“, berichtet sie. „Nur kochen, waschen, putzen.“

Anderthalb Jahre hielt Bahar das Sklavendasein aus. „Dann wusste ich, entweder ich bringe mich um, oder ich gehe.“

Die Bundesrepublik im 21. Jahrhundert, fast 60 Jahre nach dem Zuzug der ersten Gastarbeiter, ist ein Land, in dem

Hunderte Migrantinnen wie Bahar vor ihrer Familie versteckt leben. Sie haben alles zurückgelassen, ihr Zuhause, ihre Freunde, ihre Angehörigen. Sie wollen sich nicht aufgeben, nicht zerbrechen an der Unvereinbarkeit ihrer eigenen Wünsche mit den Erwartungen ihrer Umgebung. Sie wollen sich nicht den tradierten Werten ihrer Herkunftsregionen anpassen, sie wollen so leben wie Frauen in westlichen Gesellschaften: frei, selbstbestimmt, emanzipiert.

Allein die Berliner Hilfsorganisation Papatya nimmt im Jahr 60 Mädchen und junge Frauen auf, die wegen kultureller Konflikte vor ihrer Familie geflohen sind,

denen Verschleppung, Zwangsheirat oder gar der Tod drohten. Im Stuttgarter Schutzhaus Rosa bitten jährlich 80 Leidtragende um Aufnahme. Die Jugendhilfeeinrichtung Yasemin dokumentiert etwa 400 Beratungskontakte, das Online-Portal Sibel mehr als 300 Hilferufe pro Jahr. Der Verein peri e. V. will seit 2008 etwa 50 Mädchen und Frauen zur Flucht verholfen haben.

Die Liste der Herkunftsländer, aus denen die Migrantinnen stammen, ist lang. Sie kommen aus der Türkei, dem Kosovo, aus Albanien, Pakistan, Afghanistan, Iran,

Und doch ist Bahar immer noch eine Gefangene ihrer Familie. Sie muss Menschen belügen, auch wenn sie diese in ihr Herz geschlossen hat – Freunde, Nachbarn, Arbeitskollegen. Jeder, der ihre Vergangenheit, ihren Geburtsnamen erfährt, könnte sie gefährden. Bahar lässt keinen in ihre „Schutzburg“, wie sie ihre Wohnung nennt. Selbst ihren deutschen Freund nicht.

„Er wunderte sich, dass meine Eltern so tolerant sind, ich sie aber nie besuche. Er ahnte, dass ich etwas verberge“, sagt Bahar und senkt den Kopf. Als sie sich

meine Familie uns findet, sind wir tot“, sagt sie.

Mariam war drei Jahre alt, als ihre Familie aus dem Libanon nach Deutschland zog. Sie hat elf Geschwister, das Leben der Mädchen war beherrscht von Vorschriften und Verboten. Die älteste Schwester habe ihr Vater beim Kartenspielen verzoxt, 14 oder 15 sei sie gewesen. „Bei uns kriegst du einen Ring angesteckt, eine Kette um den Hals, und deine Zukunft ist bestimmt“, erklärt Mariam.

Dabei habe der Islam, ihre Religion, in der Familie keine Rolle gespielt. Es wurde nie gebetet, sie musste sich nicht verhüllen.

Der Verzicht auf den Gebets-teppich, aufs Kopftuch oder aufs Fasten, so lehrt Mariams Fall, ist keinerlei Indiz für Liberalität in Familienangelegenheiten. Archaische Traditionen und patriarchalische Denkmuster geständen den Frauen keinen freien Willen zu, erklärt der Freiburger Psychologieprofessor und Ethnologe Jan Kizilhan, 46. Es gebe in schlecht integrierten Clans eine „kollektive Verständigung“ darüber, was Frauen tun dürften und was unehrenhaftes Verhalten sei. „Diese Verständigung ordnet und regelt das Zusammenleben.“ Kizilhan ist seit 15 Jahren als Gerichtsgutachter auch in Ehrenmord-Prozessen tätig.

Die Verhaltensregeln stammen aus Zeiten, in denen es in vielen Herkunftsregionen keine Polizei und keine Rechtsprechung gab, sich die Patriarchen in den Dörfern eigene Gesetze schmiedeten. „In einigen Familien werden diese bis heute unreflektiert von Generation zu Generation weitergegeben“, sagt Kizilhan, „und fälschlicherweise religiös legitimiert.“

Verletze eine Frau durch ihr Verhalten eine traditionelle Norm, schade sie dem Ansehen der ganzen Familie, erklärt der Ethnologe. Das Ansehen ist elementar in diesen Gesellschaften, in denen Frauen als Besitz des Mannes gelten.

Mit einem Mann, der diesen nicht unter Kontrolle hat, macht man ungern Geschäfte. Er gilt als schwach und unzuverlässig.

Einen solchen Makel kann er wettmachen, wenn er sich mit Geld aus seiner Schmach herauskauft. Oder wenn er die Frau – für alle erkennbar – züchtigt. Für diese Art, die vermeintlich verletzte Ehre wiederherzustellen, erklärt Kizilhan, „gibt es klare Handlungsprogramme“. Im äußersten Fall zählt dazu auch ein Mord – für den Wissenschaftler „ein soziales und kein religiöses Phänomen“.

Laut einer Schätzung der Vereinten Nationen werden jährlich weltweit mindestens 5000 Mädchen und Frauen im



Beerdigung von Morsal O. 2008: Der Sohn als Vollstrecker der Erziehungsmethoden der Eltern

und Indien. Vor ein paar Monaten wurde in einer deutschen Kleinstadt ein Mädchen aus Sri Lanka von ihrem Vater mit heißem Wasser verbrüht. Sie hatte sich gegen eine Zwangsheirat gewehrt.

Bahar flüchtete in ein Frauenhaus. Doch die Angst blieb, „an jeder Straßenecke sah ich meinen Onkel“. Erschien ihr jemand im Bus verdächtig, stieg sie an der nächsten Haltestelle aus, in der Hand eine Dose Pfefferspray. Viermal hat Bahar seit ihrer Flucht inzwischen den Wohnort gewechselt, lebt heute in einer Kleinstadt. Sie hat den Realschulabschluss geschafft, eine Ausbildung begonnen, macht zurzeit den Führerschein.

ihm nach einem halben Jahr nicht anvertraut hatte, trennte er sich.

Bahar ist mit ihrem Geheimnis allein, die 28-jährige Libanesin Mariam kann es mit ihrem Freund Thomas, 34, teilen. Vor dreieinhalb Jahren sind sie gemeinsam vor Mariams Familie geflohen, doch sie leben in ständiger Angst vor Entdeckung und den Folgen. „Eine Verwandte wurde von ihrem Mann erschossen, weil sie ihn verlassen hatte“, berichtet Mariam, „meine Familie fand das richtig.“

Sie ist eine ruhige junge Frau mit dunklen Augen und ebenmäßigem Teint. Ihren Hals färben rötliche Flecken, vermutlich Zeichen ihrer Aufregung. „Wenn



Opfer Arzu Özmen



Arzu Özmen mit neuer Identität

Der Fall Arzu

Sie lebte im Frauenhaus, bekam einen neuen Namen, veränderte ihr Äußeres. Und doch spürten ihre Geschwister sie auf: In der Nacht zum 1. November wurde Arzu Özmen verschleppt. Elf Wochen später fand man ihre Leiche auf einem Golfplatz. Drei ihrer Geschwister sind wegen Mordes aus niedrigen Beweggründen angeklagt.

Namen der Ehre getötet. In einer Studie im Auftrag des Bundeskriminalamts identifizierten Kriminologen des Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht in Deutschland sieben bis zehn sogenannte Ehrenmorde pro Jahr. Die Forscher hatten sich 78 Fälle aus den Jahren 1996 bis 2005 angeschaut.

Kizilhan, der 2006 ein Buch über Ehrenmorde veröffentlichte, glaubt jedoch, dass die Zahl „mit Sicherheit höher“ sei. Sein größter Kritikpunkt: „Nicht nachvollziehbare und verdeckte Morde wurden von den Forschern ebenso wenig geprüft wie vermeintliche Suizide, Unfälle und Vermisstenmeldungen.“

Der Tag, an dem sich Mariam, die junge Libanesin, in Lebensgefahr begab, war der Tag, an dem sie sich in ihren Chef Thomas verliebte; die beiden arbeiteten in einem Schnellrestaurant.

Thomas hatte schon zuvor beobachtet, wie Mariams Brüder sie jeden Tag zur Arbeit brachten und abholten. Er spürte, dass sie zu Hause litt. Irgendwann sagte er: „Wenn der Moment kommt und du gehen willst, ich haue mit dir ab.“

Der Moment kam nach einem Jahr heimlicher Liebe im November 2008. Mariams Bruder hatte geheiratet, der Brautvater wollte im Gegenzug Mariam für seinen Sohn. Er war zur Brautschau bei der Familie zu Besuch gekommen, hatte sie von Kopf bis Fuß gemustert, ihr Auftreten und ihre Art sich zu bewegen geprüft und sie am Ende ausgewählt. Aber Mariam lehnte ab, zum Zorn ihrer Familie.

Drei Minuten habe er überlegt, als Mariam vor ihm stand, sagt Thomas. Er organisierte ihr einen Platz im Frauen-

haus in einer anderen Stadt, stopfte ein paar Klamotten in eine Plastiktüte und versteckte sich bei Verwandten. Noch am selben Nachmittag klingelten die Handys von Mariam und Thomas im Minutentakt.

„Ich sei eine Schlampe, sie würden mich umbringen“, so gibt Mariam die Anrufe mit leiser Stimme wieder.

Nach vier Wochen sah sich das Paar erstmals wieder. Mariam konnte nicht schlafen, war in ständiger Panik. Um näher bei ihr zu sein, zog Thomas in eine Obdachlosenunterkunft, für mehr reichte das Geld nicht. Sein bester Freund wurde zusammengeschlagen, weil er nicht sagen konnte, wo Thomas und Mariam waren.

Die Hilfsorganisation Terre des Femmes vermittelte den beiden zunächst ein Zimmer in einem Schutzhaus. Dann bot ein Sozialarbeiter ihnen sein Ferienhaus im Wald an. Mehr als ein Jahr lang lebten die beiden dort, gedanklich umzingelt von Mariams Familie. Bei jedem Kontakt mit anderen Menschen fürchteten sie sich vor Entdeckung. Und vor dem, was dann geschehen könnte. Vor dem, was vor wenigen Monaten mit der 18-jährigen Arzu Özmen aus Detmold geschah.

Die junge Frau, die der Glaubensgemeinschaft der Jesiden angehört, wurde am 13. Januar an Rande eines Golfplatzes in Schleswig-Holstein gefunden. Die rechtsmedizinische Untersuchung ergab, dass sie mit zwei Kopfschüssen getötet worden war. Elf Wochen zuvor war Arzu von ihren Geschwistern aus der Wohnung ihres deutschen Freundes Alexander, 23, verschleppt worden.

Eine verbotene Liebe, eine vergebliche Flucht – Arzus Geschichte ist ebenso tragisch wie typisch.

Arzus Anwältin erinnert sich noch genau an die erste Begegnung. Es war am 12. September 2011: „Sie kam in meine Kanzlei und sagte: ‚Guten Tag, ich möchte eine Namensänderung.‘“ Sie sei ruhig, aber entschieden gewesen, sagt die Familienrechtlerin, die anonym bleiben möchte. „Sie hat mich von Beginn an gewarnt: Wer für sie eintrete, müsse damit rechnen, von ihrer Familie aufgesucht zu werden.“ Der Anwältin war klar, dass sie etliche Umwege würde gehen müssen, um Arzu eine neue Identität zu verschaffen – und alle Spuren zu verwischen, die zu der jungen Frau führen könnten.

Das größte Problem war Arzus ältere Schwester S., die bei der Detmolder Stadtverwaltung arbeitete. Durch ihren Job gelangte sie an interne Informationen. Und über die Adresse der Kanzlei hätte sie auf Arzus Aufenthaltsort schließen können. Also bat die Anwältin einen Kollegen in Oberhausen, Arzus Geburtsurkunde in Detmold anzufordern.

Und in der Tat: Kaum hatte der Rechtsanwalt dem Wunsch entsprochen, meldete sich S. in dessen Kanzlei und schlug vor, ein Treffen mit Arzu zu arrangieren.

Arzus Anwältin fand ein westfälisches Standesamt, das die Notlage erkannte. Mit den aus Detmold über Oberhausen eingetroffenen Papieren stellte Arzu sich dort vor. Zudem legte sie die Strafanzeige gegen ihre Familie sowie eine Stellungnahme ihrer Anwältin vor, die ihre gefährliche Lebenslage beschrieb.

„Das Mädchen hatte die deutsche Staatsangehörigkeit, war im Alter von drei Jahren eingebürgert worden“, erklärt die Standesbeamtin. „Dadurch konnte es seinen Namen nachträglich dem deutschen Recht angleichen.“ Artikel 47 des



Opfer Morsal O.



Täter Sobair O.

Der Fall Morsal

Akten des Hamburger Kinder- und Jugendnotdienstes und der Polizei dokumentieren Morsals Leid: die Schläge, die Unterdrückung, die Todesdrohungen. Und doch hatte sie nie gewollt, dass jemand aus ihrer Familie bestraft wird. Morsal wollte nur, dass die Gewalt gegen sie aufhört – und ein bisschen Toleranz. Am 15. Mai 2008 tötete Sobair O. seine Schwester mit 23 Messerstichen.

Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch eröffnet diese Möglichkeit.

Arzu Özmen wollte in ihrem neuen Leben Emily heißen, Emily Ostermann. Sie veränderte ihr Äußeres, schnitt sich die Haare kurz, blondierte sie.

Damit keine Mitteilung an die Stadt Detmold ging, verhängte die Standesbeamtin auf Antrag von Arzu einen Sperrvermerk über deren Akte. Laut Paragraph 64 des Personenstandsgesetzes ist dies zulässig, wenn dem Standesamt Tatsachen vorliegen, dass eine Person andernfalls in Lebensgefahr geraten könnte. Arzu Özmen holte ihre fertigen Papiere wenige Tage vor ihrer Entführung ab.

Zum Verhängnis wurde ihr, dass ihre Sehnsucht nach dem Freund am Ende größer war als die Angst. Um bei ihm zu sein, meldete sie sich für die Nacht zum 1. November im Frauenhaus ab.

Drei ihrer Geschwister sind inzwischen wegen Mordes angeklagt, warten auf den Prozess. Bislang schweigen sie, wer von ihnen Arzu tötete.

Sobair O. aus Hamburg sitzt wegen eines sogenannten Ehrenmordes eine lebenslange Freiheitsstrafe ab.

Er war acht Jahre alt, als er mit seiner Familie nach Deutschland kam. Die Ehe der Eltern sei ein Tauschgeschäft gewesen, berichtet der heute 27-Jährige. Der Bruder seiner Mutter habe eine Frau geheiratet, deren Bruder dafür wiederum seine Mutter bekommen habe.

Seine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann brach Sobair ab, nachdem er zwei Wochen Jugendarrest verbüßt hatte. Er mochte seinen Arbeitgeber nicht bitten, ihn wieder aufzunehmen. „Ich wollte da nicht hin und den Kopf runtermachen“, sagt Sobair. „Das gehört sich nicht bei uns.“ Es ist ein Satz, der für vieles herhalten muss.

Am 15. Mai 2008 tötete Sobair O. seine Schwester Morsal. Mehr als 20-mal stach er mit einem Klappmesser auf die 16-Jährige ein, weil sie wie ein deutsches Mädchen leben wollte. Morsal verblutete am Tatort.

Der Vorsitzende Richter am Hamburger Landgericht sprach von einer „Tötung aus reiner Intoleranz“ und vom Tatmotiv der verletzten Ehre. Bei der Verkündung des Urteils randalierte Sobairs Familie im Saal. Wenn Sobair, nun im Gefängnis, über Morsal spricht, füllen sich seine Augen mit Tränen, von denen man nur schwer deuten kann, wem sie gelten.

Was ist passiert? Sobair zuckt mit den Achseln. „Als ich zu Hause ausgezogen bin, ging alles den Bach runter. Da hing sie plötzlich mit komischen Leuten rum.“

Laut Sobair wurde Morsal im März 2007 von den Eltern zu einer Tante nach Afghanistan gebracht. „Sie wollten, dass sie lernt, wie sich eine Frau zu verhalten hat“, sagt er. Noch im Flugzeug habe der Vater ihr ein Kopftuch umgebunden, habe Morsal ihm erzählt. Sie solle erst mal heiraten, fünf Kinder kriegen, dann könne sie wiederkommen, habe seine Mutter gesagt.

Ein Jahr lang musste Morsal in Afghanistan bleiben. „Sie hat mich immer angerufen und gebettelt, dass ich sie wiederhole. Sie war traurig, dass dort keiner Deutsch mit ihr sprach“, erzählt Sobair. Als er erfahren habe, dass Morsal in Afghanistan verheiratet werden sollte, habe er für sie gekämpft, dafür gesorgt, dass sie zurückkommt. Seine Mutter habe ihm daraufhin die Verantwortung übertragen, „dass sie uns keinen Ärger mehr macht“.

Doch zurück in Deutschland, lebte Morsal wieder so, wie sie es für richtig hielt. Manchmal sei sie tagelang nicht nach Hause gekommen, habe die Eltern und ihn beklaut, behauptet Sobair. „Zweimal, dreimal am Tag hat mich meine Mutter auf dem Handy angerufen und geschrien: Wo ist Morsal? Bring das in Ordnung! Alle reden über uns. Du bist schon wie die Deutschen.“

Sobair senkt seine Stimme, flüstert nun fast. „Wir wussten, dass sie einen Freund hat. Doch bei uns darf das ein Mädchen einfach nicht.“

Und dann gab es den Tratsch von Bekannten, die behaupteten, Morsal gehe auf den Strich.

Dieser Satz wurde zum Verhängnis, für Morsal, für Sobair, für die gesamte Familie. Sobair bat einen Cousin, Morsal zu einem Treffen zu locken.

Sie hätten auf dem Bordstein gesessen, erinnert sich Sobair, sie hätten Cola getrunken und geraucht.

Dann habe er sie gefragt: „Stimmt es, dass du auf den Strich gehst?“

„Das geht dich einen Scheißdreck an“, soll sie geantwortet haben.

Er wisse nur noch, dass er dann in die Tasche gegriffen habe, sagt Sobair. Am folgenden Tag stellte er sich der Polizei.

Sobair O. blickt auf seine Hände. „Ja, ich wollte damals die Familienehre schützen“, sagt er. „Heute weiß ich: Selbst wenn sie auf den Strich gegangen wäre, hätte ich sie nicht töten dürfen.“

Im Fall Morsal betonte das Gericht, dass die nicht angeklagten Eltern „eine hohe moralische Mitschuld“ treffe. Sie hätten ihren ältesten Sohn möglicherweise „zum Vollstrecker ihrer Erziehungsmethoden gemacht“. Morsals Vater

wurde wegen Misshandlung von Schutzbefohlenen zu einer Bewährungsstrafe verurteilt.

Wie schützt man Migrantinnen vor der Moral, den Regeln, der Verfolgung ihrer Familie? Der 53-jährige Sozialarbeiter Johannes M. betreut mehr als ein Dutzend Migrantinnen, die vor ihrer Familie geflüchtet und abgetaucht sind. Zu ihrer Sicherheit möchte er nicht, dass sein vollständiger Name veröffentlicht wird.

Vor einiger Zeit hat Johannes M. in einem Schulzentrum in NRW eine Ausstellung zum Thema Opferschutz organisiert. „Danach meldeten sich viele junge Migrantinnen, die es zu Hause nicht mehr aushielten.“ Er versuche dann immer zunächst herauszufinden, wie groß der Leidensdruck der Mädchen tatsächlich ist. Ob Vermittlungsgespräche helfen könnten oder ob das die Situation nur verschärfen würde.

Bleibt nichts anderes als die Flucht, rechnet der Sozialarbeiter mit drei Monaten, um alle Formalitäten zu regeln. „Die Finanzierung ist immer das größte Problem“, sagt M., ein Tag in einem Wohnheim koste etwa 200 Euro. „Fast alle Schutzseinrichtungen nehmen erst auf, wenn sie eine Kostenzusage vom Jugend- oder Sozialamt haben“, klagt M., deshalb sei oft eine intensive Aufklärung der Behörden nötig.

In Großstädten mit einem hohen Migrantenanteil wie Berlin sind die Jugendämter für die Problematik inzwischen mehr sensibilisiert als in ländlicheren Regionen. Doch selbst in der Hauptstadt hängen die Hilfen für ein Mädchen noch zu oft davon ab, ob ein kundiger Sachbearbeiter sich des Falles annimmt oder ein ahnungsloser.

Vieles liegt im Ermessen der Ämter. Hat eine Schutzsuchende noch keine deutsche Staatsangehörigkeit, kann sie im Zuge der Einbürgerung eine neue Identität relativ problemlos erhalten. Wie viele Tarnidentitäten bundesweit im Jahr vergeben werden, wird von den Ländern jedoch nicht erfasst.

Ist mit den Behörden alles geregelt, vereinbart Johannes M. einen Fluchttermin. Der Sozialarbeiter sitzt dann mit laufendem Motor im Auto und wartet, dass die Bedrohte angerannt kommt. Oft fährt er Hunderte Kilometer weit, um sie in relative Sicherheit zu bringen. Er weiß, dass ihre Familie und Männer hartnäckig nach ihnen suchen. Um den Aufenthaltsort der Abtrünnigen zu ermitteln, werden Menschen bedroht, mit Geld bestochen,

manchmal sogar Steckbriefe erstellt, die Clan-Mitglieder bundesweit verteilen.

Mit welcher Radikalität die Familien vorgehen, erfährt auch Eva K. beinahe täglich. Im Jugendamt Charlottenburg-Wilmersdorf hat die Leiterin der Hilfeeinrichtung Papatya einmal miterlebt, wie drei junge Männer plötzlich in das Behördenzimmer stürmten, eine junge Libanesin packten und mitnahmen: „Niemand hat gewagt, sie aufzuhalten. Wir haben ein halbes Jahr nach ihr gesucht. Sie ist nie wieder aufgetaucht.“

Das Leben mit einer neuen Identität, ohne Familie und Freunde, ist eine unmenschliche Last. „Es sind allesamt sehr angepasste Mädchen, die versuchen, es jedem recht zu machen“, sagt Eva K. „Sie sind oft verzweifelt, dass ausgerechnet sie dieses Leben nicht aushalten konnten.“ Zudem quäle sie die Erkenntnis, dass das Ehrgefühl der Eltern größer sei als die Liebe zu ihren Töchtern. Jede Zweite sei von einer Zwangsheirat bedroht gewesen, jede Fünfte habe von einem Ehrenmord in der Verwandtschaft berichtet.



Experte Kizilhan: „Sozialer Druck auf die Väter und Söhne“

Viele der Geflohenen tun sich schwer mit ihrer neuen Freiheit. „Sie wurden ja in Systemen sozialisiert, die sie bewusst in Abhängigkeit hielten“, sagt Eva K. Nach einiger Zeit bei Papatya ziehen sie oft erst mal in betreute Wohngemeinschaften oder Frauenwohnheime. „Viele müssen wichtige Lebensfertigkeiten erlernen, zum Beispiel, mit Geld umzugehen“, berichtet die Sozialpädagogin.

Der Grad der Unfreiheit, in dem die Mädchen oder Frauen zuvor gelebt haben, hänge von zwei Faktoren ab: wie wenig die Familie in die westliche Kultur integriert sei und wie viele Brüder über sie wachten. Denn oft, erklärt Eva K., sollen die männlichen Geschwister garantieren, „dass ihre Schwestern nichts tun, was der Familienehre schaden könnte“.

Einen enormen „sozialen Druck auf die Familienväter und auf die Söhne“ hat der Psychologe Kizilhan bei seinen Recherchen beobachtet. Für die Studie „Sozialisation und Überzeugungen bei sogenannten Ehrenmördern“ hat er 21 türkischstämmige Männer gesprochen, die wegen eines Ehrenmordes in Deutschland inhaftiert sind. Kizilhans Fazit: Die wenigsten haben typische Merkmale eines Killers oder Gewalttäters. Meist seien sie von Vätern, Müttern oder der Gemeinde unter Druck gesetzt worden; besonders Männer mit wenig Bildung, die selbst Opfer von Gewalt waren, seien potentielle Täter. Wenn dann noch das soziale Umfeld fanatisch ist, urteilt der Experte, sei die Gefahr eines Ehrenmordes groß.

1994 hat der Bundesgerichtshof (BGH) entschieden, dass Ehrenmorde als Morde aus niedrigen Beweggründen einzustufen sind. Maßgeblich seien die deutschen Rechts- und Wertvorstellungen und nicht die einer Volksgruppe, welche die hiesigen Normen nicht anerkenne.

Dass dem BGH bei weitem nicht alle Richter folgen, zeigt indes die Studie des Max-Planck-Instituts im Auftrag des Bundeskriminalamts: Demnach gilt in 25 Prozent der Verfahren das Ehrmotiv als strafmildernd. In rund 40 Prozent der untersuchten Fälle wurde gar nicht geprüft, ob die Ehre einen niedrigen Beweggrund darstellt.

Der Karlsruher Strafverteidiger Gunter Widmaier erkennt darin eine Ängstlichkeit der Richter, „Dinge beim Namen zu nennen, weil sie Revisionen vermeiden wollen“. Die unbefriedigende Folge sei, dass Taten in ihrer Lebenswirklichkeit und gesellschaftliche Phänomene in ihrer

Häufigkeit nicht angemessen erfasst würden, so Widmaier.

Umso bemerkenswerter ist ein Urteil, das im Dezember 2009 vom Landgericht Kleve gesprochen wurde, im Mordfall Gülsüm S. Die 20-jährige Kurdin war von ihrem Drillingsbruder mit Ästen erschlagen worden. Ihr Gesicht war so zerstört, dass sie kaum identifiziert werden konnte. Das Klever Landgericht entschloss sich zu einem bislang einzigartigen Urteil: Es verurteilte nicht nur Gülsüms Bruder wegen Mordes, sondern auch den Vater – obwohl dieser nicht unmittelbar an der Tat beteiligt war.

Markiert das Urteil das Ende einer über Jahre falsch verstandenen Toleranz der deutschen Justiz? Jan Kizilhan erhofft sich zumindest eine Signalwirkung. Denn



Opfer Gülsüm S.

POLIZEI / DAPD



Gedenkstelle bei Rees am Niederrhein

ROLAND WEIHRACH / DPA

Der Fall Gülsüm

Die junge Kurdin wurde 2007 zwangsverheiratet. 2008 versuchte sie, sich umzubringen. Ihr Bruder erschlug sie 2009, weil sie durch ihr Verhalten die Familienehre verletzt habe. Das Landgericht Kleve verurteilte nicht nur den Bruder wegen Mordes, sondern auch den Vater, obwohl dieser nicht aktiv an der Tatausführung beteiligt war. Eine Revision wurde abgelehnt, das Urteil ist rechtskräftig.

für den Psychologieprofessor ist klar, dass es „in den nächsten 10 bis 15 Jahren“ in Deutschland mehr Gewaltakte im Namen der Ehre geben wird. „Wir haben einen nach außen nicht sichtbaren Kampf der Migrantengenerationen“, erklärt der Wissenschaftler. Die zweite und dritte Generation nutzten noch die alten Werte, um die Herrschaft zu sichern: „Zugleich lehnen sich immer mehr weibliche Familienmitglieder dagegen auf.“

Kizilhan setzt auf Prävention. Auf Familien, von denen bekannt ist, dass in ihnen Gewalt und Unterdrückung herrschen, sollte die Polizei ein waches Auge haben. „Wenn die Beamten dem Patriarchen deutlich machen, dass sie ihn im Blick haben, wird der sich scheuen, seine Tochter oder Frau zu schlagen, geschweige denn zu töten.“

Andere Experten wollen die Strukturen verändern. Eine Kindergartenpflicht für Migranten, damit deren Töchter und Söhne früh mit den liberalen Lebensformen des Westens vertraut werden, wäre so eine Maßnahme. Oder dass Kommunen mehr Zuwanderer einstellen, die in den Ämtern die kulturelle Kompetenz verbessern.

Bilkay Öney, Integrationsministerin in Baden-Württemberg, würde auch jenen Frauen gern helfen, die aus dem Ausland nach Deutschland zwangsverheiratet wurden. Ihnen, so die Sozialdemokratin, müsse früher als erst nach drei Jahren ein eigener Aufenthaltstitel zuerkannt werden. Anders könnten sie sich unmöglich aus einer Gewaltsituation befreien: „Wenn sie durch eine Trennung in den Augen der Familie die Ehre befleckt haben, können sie oft auch nicht mehr zurück.“ Die angemessene Lösung, sagt Yasemin Karakaşoğlu, Professorin für interkulturelle Bildung

an der Universität Bremen, wäre eine doppelte Staatsbürgerschaft. „Sie fördert nicht nur Integration, sondern hätte auch positive Effekte auf die Hilfs- und Unterstützungsmöglichkeiten für die Mädchen und Frauen. Nach einer Verschleppung etwa hätte man dadurch die rechtlichen Voraussetzungen, die Betroffenen wieder zurück nach Deutschland holen zu können.“

Die Vorteile einer doppelten Staatsbürgerschaft lassen sich in Großbritannien gut beobachten. Dort gibt es eine „Forced Marriage Unit“, eine Abteilung gegen Zwangsheirat. Sie setzt sich aus Mitarbeitern des Außen- und Innenministeriums und von sozialen Einrichtungen zusammen. Wird etwa eine junge Frau, die einen britischen Pass besitzt, ins Ausland verschleppt, verständigt die Abteilung die Botschaft des Vereinigten Königreichs vor Ort. Diese forscht nach der Verschwundenen und sorgt mit Hilfe von Sicherheitsleuten für die Rückführung des Mädchens.

Mariam und Thomas diskutieren oft, wer mehr für den anderen aufgeben habe. Vorige Woche haben sie geheiratet, sie wollen eine eigene Familie gründen.

Mariam erzählt von dem „echten Zuhause“, das sie nun hätten, eine Zweizimmerwohnung, irgendwo in Deutschland. Die Möbel stammten aus einer Haushaltsauflösung, die Wände hätten sie in warmen Farben gestrichen, auf das Klingelschild einen Allerweltsnamen geschrieben. Selbst Thomas' Eltern wissen nicht, wo ihr Sohn ist.

Inzwischen traut sich Mariam schon mal allein zum Bäcker. „Sich frei bewegen zu dürfen, ist für mich der größte Luxus“, sagt sie. Sie absolviert jetzt eine kaufmännische Ausbildung.

Nur einmal musste sie ihrer Familie noch gegenüberreten. Auf Rat ihrer Anwältin zeigte Mariam ihre Schwester an, nachdem sie von ihr am Telefon bedroht worden war. Weil das zuständige Gericht die Sicherheit der Geflüchteten nicht gefährden wollte, nahm Mariam per Videokonferenz an der Verhandlung teil. Ihr ängstliches Gesicht war auf drei Bildschirmen in dem Saal zu sehen. Die Szenerie ähnelte einem Mafia-Prozess.

Es sei doch nur ein schwesterlicher Rat gewesen, empörte sich die Angeklagte. Deren Mann verhöhnte das Verfahren von einer der Zuschauerbänke.

Die richterliche Befragung von Mariams älteren Schwestern ergab, dass sie mit Cousins verheiratet sind. „Das ist normal bei uns.“ Sie zeichneten das Bild einer liebevollen, „perfekten“ Familie, in der jeder machen könne, was er wolle.

„Warum sollte ihre Schwester all das auf sich nehmen, wenn sie nichts zu befürchten hätte?“, fragte die Richterin. Darauf hatte Mariams Familie keine Antwort, zum ersten Mal herrschte Stille im Saal.

Mit dem Urteil setzte das Gericht ein Zeichen für Mariam. Ihre Schwester wurde wegen Nötigung zu einer Freiheitsstrafe von sechs Monaten verurteilt, ausgesetzt zu zwei Jahren auf Bewährung. „Sollte meiner Mandantin jetzt etwas zustoßen, sind die Zusammenhänge deutlicher. Das war ein wichtiger Schritt“, erklärte Mariams Anwältin noch im Gerichtssaal.

Wenn Mariam an ihre kleine Schwester denkt, muss sie gelegentlich weinen. Es tut ihr leid, sie allein gelassen zu haben. Und wenn sie an ihre Eltern denkt? Mariam überlegt einen Moment. „Da ist Hass“, sagt sie, „und Sehnsucht.“ ♦